



Sabine
Gelsing

ENTZWEI



Roman



HELMER

ISBN 978-3-89741-467-9

Leseprobe zur Originalausgabe
© 2023 Ulrike Helmer Verlag, Sulzbach am Taunus
Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Atelier KatarinaS / NL
unter Verwendung eines Fotos von © Mannaggia / AdobeStock

Ulrike Helmer Verlag
Klosterhofstr. 3, 65843 Sulzbach am Taunus
E-Mail: info@ulrike-helmer-verlag.de

www.ulrike-helmer-verlag.de

Sabine Gelsing

ENTZWEI

Leseprobe

ULRIKE **HELMER** VERLAG

2018

Die Bestatterin ist die Letzte. Sie starrt auf die Reste des Leichenschmauses und sieht enttäuscht aus, vermutlich, weil nur noch die verbrannten Randstücke am Kuchenblech kleben. Sie drückt die schwarze Mappe, mit der sie die Trauergäste am Vormittag zu ihren Plätzen dirigierte, an sich und wippt von einem Bein aufs andere. Sie schaut auf die Uhr, wippt, zieht dann die Mappe hervor, als wäre just in diesem Moment ein Öffnen möglich, und entnimmt einen Umschlag. Sie räuspert sich, schiebt ihn über den Küchentisch wie eine Nachricht, die besser ein anderer überbracht hätte. »Sie wissen schon, die Rechnung.« Dann tritt sie an das Tischchen, auf dem zwei nicht geleerte Flaschen neben dem Foto von Helenes Vater stehen, hantiert.

Wie schafft sie es nur, den Riesling von der einen in die andere Flasche zu schütten, ohne dass ein Tropfen verloren geht?, denkt Helene.

»Übung«, sagt die Bestatterin und: »Wär ja zu schade.« Helene ist irritiert. Sie nickt.

Wenig später schlägt die Tür ins Schloss, die Rechnung macht einen Satz.

Dieser Rekord hätte dich begeistert. Keine sechzig Minuten für fünf Bleche Apfelstreusel und sechs, nein, sieben Flaschen Riesling. Helene rückt das Bild ihres Vaters in die Mitte und stellt das Leergut zu den Gurkengläsern unter die Spüle. Dann kehrt sie die Kuchenkrümel mit der Hand zusammen und schickt sie mit Schwung über die Kante in die Tiefe.

Sie setzt sich auf die Eckbank, auf den Platz, auf dem sie auch als Kind bereits am liebsten saß: links vom Vater, ihre Großmutter Martha saß über Eck. Helene zeichnet die Einkerbungen in der Tischplatte nach und verweilt bei den Einschlägen.

»Man malt keinen Regen, indem man mit voller Kraft Punkte auf ein Blatt Papier hämmert«, flüstert Helene und denkt an ihre Großmutter. Sie fasst sich an die Wange und ist wieder vier Jahre alt.

Sie schenkt sich ein Glas Wasser ein. Seit sechs Stunden liegt ihr Vater unter einem Erde-Lilien-Arrangement auf dem Dorffriedhof, nicht mehr als einen Steinwurf entfernt.

Vor sieben Tagen grub er eine Wurzel aus, bewaffnet mit Schaufel, Axt und Radio und kehrte siegreich zurück. Vor fünf Tagen fiel er ins Loch.

Helene öffnet die Tür. Ihr Labrador, der träge in dem einzigen Sonnenfleck liegt, sieht sie kurz an, hebt erst die linke, dann die rechte Braue und wendet den Blick wieder der Zinkgießkanne zu, durch deren Griff ein Tulpenstängel ragt. Die Farbe ihrer Blüte lässt sich nicht mehr erkennen. Nur ihr Fruchtknoten reckt sich noch der Nachmittagssonne entgegen.

»Bachmann!« Helene schlägt sich mit den Händen auf die Oberschenkel, bis gestern das vom Hund akzeptierte Signal, zu ihr zu kommen. Altersstarrsinn.

Sie geht zurück in die Küche, stützt sich mit der Hand am Tisch ab, beugt sich nach vorne – die Frage, warum sie die Krümel auf den Boden gefegt hat, bekommt Übergewicht – und sie klemmt das größte Teigstück zwischen ihre längsten Finger. Im Nacken knackt es, Helene flucht, doch sie lässt nicht los. Ein Tag also, an dem Bücken nur einmal möglich ist.

Helene wirft Bachmann den Butterstreusel vor die Nase. Er frisst ihn im Liegen, als wäre es ein Akt der Gefälligkeit.

»Bachmann, komm schon.« Schenkelklopfen. Das Tier erhebt sich, trottet mit einem Augenaufschlag an Helene vorbei, der sagt: Ich weiß sehr wohl, dass du nach seinem Tod nicht ohne meine Hilfe zurechtkommst. Bachmann beseitigt sämtliche Überreste zuverlässig. Helene tätschelt sei-

nen Kopf. Was wird nun ohne ihren Vater, der sogar auf die Frage, wie dem Tod zu begegnen sei, eine Antwort hatte? Er hatte seine Beerdigung geplant wie eine große Reise: kein Feuer, kein Standardsarg und um Himmels willen keine Bibelsprüche. Zwölf Bund Lilien und ebenso viele Gäste, dazu Apfelstreuselkuchen und Weißwein. Vorgaben für eine Beisetzung nach seinem Geschmack, niedergeschrieben auf der Rückseite eines Retourenscheins für Geflügelfutter, hochgeheftet an der Pinnwand neben seinem Schreibtisch.

Bachmann sitzt neben Helene, bis die Küche in blauem Licht versinkt.



Es ist noch viel zu früh für sie und die erste Runde. Bachmann jault, Helene richtet sich auf, heute knackt die Schulter, sie tastet nach der Brille. Es ist vor acht Uhr, denn der erste Sonnenstrahl kriecht über den fadenscheinigen Teppich und stoppt vor einem Brandloch. Der Tag zögert sich ins Zimmer.

Das Gejaule geht in Bellen über, Bachmann wird immer lauter und als sich Gekicher darunter mischt, hievt sich He-

lene aus dem Bett und tritt ans Fenster. Unten auf dem Hof dreht ihr Hund Pirouetten, gibt Pfötchen und kommt in den Genuss eines Brötchens.

Ein warmes Brötchen, was würde sie dafür geben. Sie öffnet das Fenster.

»Guten Morgen.«

Ein Junge sieht zu ihr hinauf, erwidert ihren Gruß mit einem »Hallo« und läuft davon.

Das rote Shirt des Jungen blitzt noch einige Zeit zwischen den Sträuchern, die die Auffahrt säumen, hervor. Schade, dass er davongelaufen ist. Sie hätte gerne mit ihm geplaudert. Helene beschließt aufzubleiben, Kaffee zu kochen, die Police der Sterbegeldversicherung zu finden und einen Zettel zu schreiben, der sie daran erinnert, die Haustür abends zu verschließen. Seitdem Bachmann Klinken herunterdrücken kann, steht die Tür immer offen.

Einkaufsprospekte türmen sich neben ungeöffneten Briefen und Broschüren. Die oberste preist die Eröffnung einer Thaimassagepraxis im nahe gelegenen Industriegebiet an, darunter liegen Werbeflyer für Garagentore und Pizzaliefersdienste. Die meisten von ihnen haben ihren Betrieb vermutlich längst eingestellt. Die Sorgfalt, mit der ihr Vater sich den Hühnern, den Obstbäumen, dem Garten und der eigenen Beerdigung gewidmet hat, findet sie hier nicht.

Unter einer alten Tageszeitung, Gott weiß, warum er ausgerechnet diese aufbewahrt hat, entdeckt sie den Prospekt eines Seniorenstifts. Der Gedanke an ihn, zwischen alten Menschen beim Bingo, ist abwegig. Er hätte doch niemals seine Arbeit auf dem Hof aufgegeben.

Sie findet offene Rechnungen zwischen Kassenbons und Bedienungsanleitungen, ein Chaos. Helene verschiebt das Vorhaben, einen Zettel zu schreiben, und besorgt einen Müllsack.

Als Helene die ersten Briefe findet, die an sie selbst gerichtet sind, ist es schon Mittag.

In der letzten Zeit kam es immer häufiger vor, dass Rechnungen sie nicht erreichten und sie erst durch Mahnungen darauf aufmerksam wurde. Sie schämt sich, denn wenn sie gewusst hätte, dass ihr Vater ihre Post hortete, dann hätte sie dem Briefträger nicht vorgeworfen, ihre Briefe zu verbummeln.

Aus der Schublade des Schreibtischs schlägt ihr der Geruch von jahrzehntealtem Staub entgegen. Auf der Mappe mit ihren Kinderzeichnungen klebt immer noch die Prillbume. *Strahlender Glanz* – von wegen. Darunter liegen Notizblöcke und Stifte, Knöpfe, Aufkleber und Anstecknadeln. Immer wieder tauchen Erinnerungen auf, zwischen denen sie verweilt, um ihrem Vater nah zu sein.

Hinter einem Aktenordner findet Helene eine Schachtel. Sie wiegt sie in ihren Händen und fragt sich, wie um alles in der Welt etwas so vergessen aussehen kann.

Helene trinkt einen Schluck kalten Kaffee, der mittlerweile nach Umgebung schmeckt. Dann schüttelt sie die Box, wie sie es auch mit Geschenken immer macht. Sie hebt den Deckel ab: das Kochbuch ihrer Großmutter. Sofort legt sich Marthas mit Marmelade gefülltes *Jelänger-Jelieber-Gebäck* auf ihre Zunge. Endlich kann sie dieses Geheimnis lüften. Behutsam nimmt sie das Buch heraus und schlägt es auf. Die meisten Seiten haben sich aus der Klebung gelöst, viele hat ihre Großmutter hinzugefügt: eigene Kreationen, Überliefertes.

Marthas Schrift ist unverkennbar und Helene bewundert sie immer noch: Buchstaben, die aus einem Rezept ein Diktat machen.

Zwischen den Rezepten liegen Briefumschläge und ein zusammengefaltetes Papier. Es ist eine Zeichnung: zwei Säuglinge, die beieinanderliegen. Die Worte auf der Rückseite hat Martha nicht geschrieben, sie sind wie gemalt. Helene kann sie lesen, aber ihre Bedeutung erfasst sie nicht: zwei Namen, einer davon ihr eigener, die nebeneinanderstehen und die lediglich ein *und* trennt.

1949/50

Franz und Elisabeth

Franz

Franz trat in die Pedale, kämpfte gegen den Wind, gegen den Regen. Seitdem er vom Hof gefahren war, blinzelte er sich seinem Feierabendgetränk entgegen, während ihm das Wasser aus den Haaren aufs Lenkrad tropfte. Vor Kälte spürte er seine Wangen nicht mehr und er fluchte, weil ihm der März vor zwei Wochen bereits den Frühling versprochen hatte. Der Wollpullover, ein Erbstück seines Vaters, hing an seinen Schultern wie ein Teppich über der Klopfstange. Die Kurve, die vor ihm lag, konnte er nur erahnen. Er orientierte sich an den Eichen am Straßenrand, die er im Herbst gepflanzt hatte, und an den Halmen, die rechts von ihm einzeln und verloren aus dem Wasser schauten, wie um nach Luft zu schnappen. Viel Regen fehlte nicht mehr und die Ernte wäre ruiniert.

Er freute sich auf Elisabeth, und wenn er sich etwas beeilte, konnte er einige Minuten allein mit ihr sein. Diese Minuten waren ein Lichtblick.

Seit vier Jahren kümmerte er sich um den Hof. »Franz, du bist jetzt der Herr im Haus«, hatte ihm seine Mutter nach dem Verlesen der Todesnachricht gesagt, was ihm in seiner Trauer geschmeichelt hatte, wenngleich er nicht wusste, was sie von ihm erwartete. Der Herr im Haus zu sein, hörte sich jedenfalls nach einer Beförderung an, und so setzte er sich im Jahr 1945 stolz, wie es sich für einen Bauern gehörte, auf den Traktor und machte, was seine Mutter für richtig hielt: Er rückte Liegeengebliebenes und Wildgewachsenes gerade.

Über Elisabeth wollte er mehr wissen als das, was im Dorf über sie erzählt wurde. Vor allem die Frauen beäugten sie wie etwas, dessen Ausmaß auf den Haussegen der anderen – dem eigenen Mann fehlte es zu Hause ja an nichts – nicht abzuschätzen war. Franz wusste, dass sie älter war als er. Eine Frau wie sie war ihm bisher nicht begegnet. Nicht, dass sie besonders schön war. Ihr Gesicht war voller Sommersprossen, sogar jetzt, und ihr Haar war ein Widerspruch: Es glänzte und doch sah es aus wie Stroh. Er fragte sich, wie es sich anfühlte, wie es roch. Sein Herz schlug schnell, hinter der Kuppe lag die Wirtschaft, es ging bergauf.

Wenige Minuten später war er angekommen und stieß die Tür zum Wirtshaus auf.

»Hallo Franz, was darf es heute sein?« Elisabeth stand hinter dem Tresen, stützte sich mit beiden Händen darauf ab, wodurch sie größer wurde und ihre Brüste, die sie mit ihren Oberarmen zusammenschob, üppiger. Franz musste hinsehen.

»Schnaps. Und ein Pils.«

Er war wie erhofft der Erste. Auch der Wirt war nicht in Sicht. Er hatte sie ganz für sich, konnte ihr Blicke zuwerfen, ihr beim Zapfen zusehen, zusehen, wie sie das Glas schräg unter den Zapfhahn hielt und dabei den kleinen Finger, dessen Nagel rot lackiert war, abgespreizte und auf ihn richtete. Er war sicher, diese Geste war von Bedeutung. Er sah, wie sie mit der linken Hand den Zapfhebel umgriff und die goldene Flüssigkeit in das Glas in ihrer rechten lief, beobachtete, wie durch dieses Zusammenspiel und unter ihrem Blick ein Höhepunkt entstand: die perfekte Schaumkrone.

»Wenn das Wetter so bleibt, solltest du hier ein Handtuch deponieren. Du tropfst den ganzen Boden voll.« Elisabeth stellte das Fertiggezapfte auf den Tresen. Franz zuckte zusammen. Er fühlte sich geweckt, hatte nur *nass* gehört.

»Ja. Es ist seit Tagen nass«, sagte er und sah Elisabeth unbeholfen an. Sie reichte ihm ein Geschirrtuch, zeigte auf sein Haar.

»Prost, Franz!« Elisabeth schob ihm den Schnaps hinü-

ber und versenkte ihrerseits die Nase in einem Wasserglas, sie leckte sich über die Lippen. Franz schluckte und der erste Schnaps schaukelte beschwingt in Richtung Kopf.

»Auch wenn er nicht schmeckt, er hilft.«

»Geht es dir nicht gut, Franz?« Elisabeth füllte das leere Schnapsglas wieder auf. Franz tippte sich gegen die Schläfe.

»Der macht Kopfschmerzen und ... Ärger.«

»Wie meinst du das?«

»Ich vertrage nicht so viel.« Er deutete auf die Flasche.

»Das höre ich ständig.« Elisabeth lachte. »Aber wenn hier Schluss ist, dann ist das Fass immer leer und das Schnapsregal muss aufgefüllt werden.«

»Bestimmt nicht meinetwegen. Ich hatte letzte Woche bloß drei Bier und drei Klare und bin am Morgen im Schweinestall aufgewacht. Das hätte böse enden können.«

»Und du bist dir wirklich sicher, dass es nur drei waren?« Sie schüttelte den Kopf. »Wie kann man denn im Schweinestall schlafen?« Elisabeth trat vor den Tresen, stellte sich neben ihn und rümpfte die Nase. Franz fragte sich, ob sie interessiert war oder sich über ihn lustig machte. Er überlegte, ob er ihr die ganze Geschichte erzählen sollte.

»Also?« Elisabeth hatte ihre Hand auf seinen Unterarm gelegt.

»Ehrlich gesagt«, Franz kippte den Hochprozentigen

auf seine Bedenken, »hat mich meine Mutter in den Schweinestall gesperrt. Ich hatte mich im Dunkeln mit der Tür vertan. Sie hat es gemerkt und die Stalltür verriegelt.«

»Das ist aber gemein ...« Elisabeth grinste. »... und irgendwie lustig.«

»Ist es nicht.« Franz entzog ihr seinen Arm und bereute es sofort.

Elisabeth trat zurück hinter den Tresen.

»Schweine sind Allesfresser.«

»Ach, dann wäre also ein attraktiver junger Bauer eine willkommene Abwechslung auf ihrem Speiseplan?«

»So könnte man das auch sehen.« Franz schüttelte den Kopf, versuchte, sich seine Freude über das *attraktiv* nicht anmerken zu lassen. »Man könnte aber auch auf die Idee kommen, dass es für mich sicherer wäre, die Schweine abzuschaffen und auf Obst- und Gemüsebau zu setzen. Zumindest, wenn du mir immer wieder nachschenkst.« Franz hielt Elisabeth das gefüllte Glas entgegen. »Dann ist es aber genug.«

»Wie du meinst. Prost, Franz.« Ob es besser gewesen wäre, ihr die Geschichte nicht zu erzählen? Was dachte sie jetzt über ihn? Was über seine Mutter?

»Kommt der Pfarrer heute nicht?« Elisabeth sortierte Flaschen, es klapperte und klirrte.

»Doch. Ich bin nur etwas früher dran, weil ich dachte, wir könnten –«

»Wenn man vom Teufel spricht,« flüsterte sie und verdrehte die Augen.

Arm in Arm mit dem Pfarrer betraten Kälte und Feuchtigkeit die Kneipe. Der Pfarrer klopfte sich den Regen wie Dreck vom Mantel und nahm den Hut vom Kopf.

»Ich will aber den Herrn anrufen, dass er soll donnern und regnen lassen!« Er gestikulierte, als wäre Sonntag. Ein Tropfen lief von seiner Stirn, streifte seinen Nasenflügel und blieb an der Nasenspitze hängen. Der Punkt unter dem Ausrufezeichen.

»Guten Abend, Franz. Lissy, ein Pils bitte.« Der Pfarrer reichte Franz die Hand und nickte Elisabeth zu.

Franz fixierte den Tropfen, der sich langmachte, wie ein Schnupfen im Winter. Er konnte es nicht leiden, dass er Elisabeth mit einem Kosenamen ansprach. Noch weniger mochte er es, dass es ihr nichts auszumachen schien. Der Tropfen, der jetzt Platz in seinem Schnäuzer genommen hatte, ekelte ihn.

»Guten Abend Herr Jakob. Sie sind früh heute«, sagte Franz.

»Früh? – Wolltest wohl das Fräulein hier ganz für dich alleine haben?« Der Pfarrer lachte höhnisch und präsentier-

te dabei seinen goldenen Eckzahn. Er griff über den Tresen und strich über Elisabeths Unterarm »*Gebt ein starkes Getränk denen, die am Umkommen sind.*«

Elisabeth hielt inne, Schaum rann über den Rand des Glases, über ihre Finger. Sie lächelte, ließ die Berührung des Pfarrers zu.

Franz war beunruhigt und die Bibelsprüche drohten ihm den Abend zu vermiesen.

»Dazu einen Schnaps, Herr Pfarrer?« Elisabeth wischte die Hand an ihrer Schürze ab, griff, ohne die Antwort abzuwarten, hinter sich und nahm ein weiteres Pinnchen.

»Ja, für mich und für meinen Freund.« Er stieß Franz mit dem Ellenbogen in die Seite.

»Wo ist denn Egon? Hat er Ihnen die Wirtschaft schon überlassen, meine Liebe? Mir ist nicht entgangen, dass er eine Schwäche für Sie hat.« Er klopfte mit der flachen Hand auf den Tresen. »Kann man ja verstehen, stimmt's, Franz?«

»Schön wäre es, Herr Pfarrer.« Elisabeth schüttelte den Kopf, eine Strähne löste sich aus dem Knoten, fiel ihr ins Gesicht.

Franz fragte sich, wie sie das meinte. Wäre es schön, die Wirtschaft zu besitzen, oder wäre es schön, vom Wirt besessen zu werden? Ihm wurde schlecht.

»Der Egon kommt gleich, keine Sorge. Er sucht seit Ta-

gen nach irgendwelchen Papieren, stellt den ganzen Keller auf den Kopf. Aber fragen Sie mich bitte nicht, wonach genau.« Elisabeth zwinkerte Franz zu und schüttete den Schnaps ein.

»Lissy, Lissy«, der Pfarrer hob das Schnapsglas, »das scheinen mir aber immens wichtige Papiere zu sein.« Er zwinkerte zurück, als hätte Elisabeths Zwinkern ihm gegolten. »*Da wurde aus der Hochzeit Herzeleid und aus dem Pfeifen Heulen.* Auf dein Wohl, Franz.«

Das Glas von Franz war bereits leer.





© Foto: Jonah Gelsing

SABINE GELSING

lebt in Essen, ist Freie Lektorin (ADM), Herausgeberin des Literaturmagazins »introspektiv« und Mitgründerin der Literaturplattform Prosa:ist:innen. Neben dem Schreiben studiert sie Kulturwissenschaften, bloggt über Literatur auf Instagram, sammelt Aphorismen und Zitate und fotografiert das Leben. Einige ihrer Kurzgeschichten wurden veröffentlicht; mit einer gewann sie eine Reise ans Meer. »Entzwei« ist ihr Debütroman.



Ein fataler Tauschhandel trennt die Zwillinge Alma und Helene direkt nach ihrer Geburt. Während Helene auf einem Apfelhof in ländlicher Idylle aufwächst, erfährt Alma in einem Kinderheim der Fünfziger- und Sechzigerjahre grausame Erziehungsmethoden unter dem Deckmantel der katholischen Kirche. Erst im fortgeschrittenen Alter erfährt Helene von Alma. Sie begibt sich auf die Suche und hofft auf einen gemeinsamen Lebensabend. Doch Almas belastende Vergangenheit steht ihnen im Weg ...

Eine berührende Familiengeschichte über drei Generationen, die auf wahren Begebenheiten beruht.